

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Besuch der Bibliothek schloß den Rundgang ab. Sie nahm drei große Zimmer des Erdgeschosses ein, in denen an zwanzigtausend Bände untergebracht worden waren; weitere Tausende sollten nach Meldung von Besuch noch in Kisten verpackt auf dem Boden stehen, sie hatten hier unten keinen Platz mehr gefunden. Und dann ging es immer weiter hinab, in das Souterrain. Da mußte Frau Besuch die Laterne anzünden, die sie bei sich trug, und Annemarie begann in der kühlen Luft zu frösteln. Volko rief ihr zu, sie möge vor dem Portale warten, aber das wollte sie nicht; dazu war sie zu neugierig. Denn auch hier unten war es interessant: große Gewölbe taten sich auf, eine Küche von riesigen Dimensionen, ganze Fluchten von Kellern mit eisernen Wandregalen, mächtigen Schränken und eingemauerten Kesseln, dann wieder Zimmer für die niedere Dienerschaft und heizbare Vorratsräume — und endlich blieb Besuch vor einer eisenbeschlagenen Türe stehen.

„Die Weinkeller,“ sagte er, nicht ohne Feierlichkeit im Ton; dazu hatte er selbst die Schlüssel; „Euer Durchlaucht zu Gnaden; auch bis hierher wollte die Administration vordringen. Der Weinkeller ist abgeschätzt worden, es war eine hohe Summe, auf die man ihn taxiert hat, und es sind einige Sorten darunter, die sollen geradezu Karitäten sein. Da meinte der Rentmeister, es sei eine Verantwortung des Weinbestandes das Zweckmäßigste. Da aber, Euer Durchlaucht zu Gnaden, trat ich dazwischen. Ich habe mich auf die alten fideikommissarischen Urkunden berufen, und da heißt es, die Weinkellereien sind geradezu wie die Bibliothek Majoratsbesitz, und es gibt nichts zu versteigern und zu verkaufen. So blieb es denn, und ich konnte wenigstens den Weinkeller retten. Durchlaucht, es liegt alles noch geradezu da, wie es beim Tode des hochseligen gnädigen Herrn gewesen ist. Nur zwischen dem Ungarwein ist eine kleine Lücke entstanden; da hat sich die Madame zuweilen eine Flasche erbeten, wenn Seine Durchlaucht, der Prinz Jost, einmal etwas Kräftigendes gebraucht.“

Volko nickte mit finsternem Gesicht. „Besuch, das ist selbstverständlich, ich brauche es kaum erst zu sagen: was drüben gebraucht wird, steht ohne weiteres zur Verfügung. Ich will nicht, daß da gedarrt wird, während . . .“ Er verschluckte den Nachsatz, er war ärgerlich und befahl mit harter Stimme, den Keller zu öffnen.

Man stieg ein paar Stufen hinab und trat zunächst in eine kleine Trinkstube mit hoher Kreuzwölbung und lustigen bunten Schildeereien an den Wänden, allerhand bacchische Szenen darstellend. Auf dem Gesims der Tafelung standen Pokale, Gläser und zinnerne Humpen, Tische und Stühle

aus festem Eichenholz unter dem schräg in das starke Mauerwerk eingelassenen, eisenvergitterten Fenster. Ein paar Bücher lagen auf einem pilartartigen Gestell, schwere Folio-bände mit kunstvollen Beschlagen und Krammen, das eine das Weinverzeichnis, das andere eine Art Fremdenbuch, in das sich die Gäste, die hier mit dem Schloßherrn geprobt hatten, einzutragen pflegten. Volko warf einen Blick in dies eigenartige Gastbuch; es ging weit zurück; 1701 hatte es ein Markgraf Ludovicus Brandenburgensis mit dem Spruche „Sie ist gutt seyn“ eröffnet. Bekannte Namen aus der preussischen Geschichte tauchten in diesem Kneipbüchlein auf, deren Träger in den Mandern, zu Kriegzeiten und bei Jagdbesuchen ihrer Fürsten im Schloß gewohnt hatten: die Grafen Kolbe-Wartenberg, Dohna, Zindenstein, die Minister Algen und Marschall, „maitre de plaisir“ von Besser, der „Grand maitre de la garderobe“ von Narnede; da standen ferner die Unterschriften eines „prince Thurn-Taxis“ und des Lord Marischal Gg. Keith, der zierliche Namenszug des Baron de Pöllnig, daneben in derber Handschrift „Quinius Zeilus, Obrist“. 1776 hatte sich der Großfürst Paul von Rußland eingetragen, der auf der Reise von Petersburg nach Berlin in Gotternegg übernachtet hatte, und am 18. Julius desselben Jahres „Henri prince de Prusse“, der dem Großfürsten entgegengerast war. Ein Graf zu Neuwied stand neben zwei Stolbergs, darunter der einfache Name „Wöllner“, und wieder kam ein Zindenstein (wohl der vielgenannte Freund der Kachel) mit dem Grafen Hoym, dem Vizekönig von Schlesien. Berühmtere Namen folgten: Blücher, Pflug, Prinz Louis Ferdinand mit dem Vermerk „Old finest Port Wine, das Best was sein“; 1838 hatte sich eine große Jagdgesellschaft eingetragen, und dann kam die neuere Zeit mit einem königlichen Herrn, mehreren Prinzen und zahlreichen Generalen und Hofchargen. Es war ein vollständiges Autographenalbum, es legte auch Zeugnis davon ab, in welchen Ehren die weinfrohen alten Gotterneggs bei ihren Landesherren gestanden hatten.

Inzwischen hatte Besuch die weiteren Keller geöffnet, und Annemarie sprang wieder voran. In drei hohen Gewölben lagen Tausende von Flaschen wohlgeordnet auf eisernen Gestellen, im letzten Keller auch einige Fässer. Ein eigenartig schwer betäubender Odem zog durch diese Räume. „Auuu,“ rief Annemarie, „hier wird man ja von der Luft bekneipt! . . .“ Volko schüttelte den Kopf; er war vor dem Champagner stehen geblieben und las einzelne Etiketten, Marken, die so gut wie verschollen waren und die man kaum noch kannte, neben erlesenen Seltenheiten neuerer Zeit, wie den vierundachtziger Pomeroy, dem Cliquot doug vom gleichen Jahre und den dreiundachtziger Cubée des Hauses Koederer. Dann lachte Volko. „Besuch, ich taxiere, wir sind zu solide gewesen,“ sagte er; „dahier wird mancher Schaum nicht mehr schäumen wollen, es wird Zeit, daß man im Schloße wieder den Becher schwingt. . .“ Er ging weiter. Bei den Bordeaux standen Namen und Jahrgänge

in verbläuter Schrift auf Eisenblechtafeln, die an den Gestellen mit Draht befestigt waren. Das gute Jahr achtundsechzig war in den besten Schloßabzügen vertreten, zum Teil in Doppeltafeln, aber auch mancher frühere Johrgang harrete noch der dürstigen Lippe, so ein neunundsechziger Quern und ein Barpunder von achtundfünfzig, ein prachtvoller Chamberlin. Draußen lagen die Mosel, die der verstorbene Fürst besonders liebte, Ausläufer der berühmtesten Berge wie auch unter den Rheinweinen: neben leichten Tropfen das schwere Gesicht, der achtundsechziger Winkeler und Raentaler, der fünfundsechziger Steinbecker, Deidesheimer vom Riesenberg und köstliches Forster Fremdstück aus den besten Jahren. „O Bacchus,“ rief Annemarie, „Volto, komm an die frische Luft, ich bin total benebelt!“

Volto nickte, es ging ihm ähnlich. Er warf noch einen Blick nach links: da lagerten die heißen Weine aus Spanien und Portugal, der Ungar, der Kognak, die Liköre und sonstigen Spirituosen, auch ein schäbliches Irish-Whisky, aber er hatte genug. Er bezeichnete Beyfuß ein paar Bläschen für das Diner am Abend, schlang seinen Arm um den Hals Annemaries und ging.

Mit Wonne atmeten beide die erquickliche Herbstluft ein; Annemarie juchzte laut auf. „Beyfuß,“ sagte Volto, „ich sehe, es ist alles im Schlosse soweit imstande, wie es nur sein kann. Ich bin außerordentlich zufrieden mit Ihnen und ich hoffe, daß Sie mir auch weiterhin, in so Gott will besseren Zeiten, ein treuer Beamter sein werden. . . .“ Damit gab er Beyfuß die Hand. Der nickte wie ein Federmesser zusammen. Er war auf das Höchste beglückt, es zog auch etwas wie das Ihnen eines jungen Frühlings durch seine hoffende Seele. Freilich, als alter Legitimist hätte er es schon lieber gesehen, es wäre eine aus deutschem Fürstenadel als neue Herrin ins Schloß gezogen. Aber immerhin, in Amerika gab es so wie so keinen Adel — und dann das ungeheure Geld. . . . Die Zeiten des alten gnädigen Herrn konnten wiederkehren, es konnte wieder die Sonne aufgehen über Gotternegg, und vielleicht nicht lange mehr, da mußte Mutter das Stammispapier von der Evidenz der Intendantenuniform vorsichtig ablösen und die gedrückten Schöße neu ausbügeln. . . . „Mutter,“ sagte Beyfuß zu seiner biden Frau, als Volto und Annemarie sich verabschiedet hatten, „ich hätt' es ja gar nicht mehr geglaubt. Ich hatte ja schon abgeschlossen und war darauf vorbereitet, zuguterletzt noch einmal von meinem Zivilversorgungsbien Gebrauch zu machen; dann hätten wir vielleicht als Chauffeegeldnehmer oder als Museumsportier oder auch als Vogenschleicher an irgend einem Hoftheater den Rest unserer Tage verleben — und, mein Gott, es wär' auch gegangen. Aber so lohnt sich mein Aushalten — nein, es ist sich erst lohnen. Ich glaube nicht an Ahnungen, aber mir schwimmt von Grohem. Es soll an das Uebernatürliche grenzen, das Geld, das die durchlauchtigste Braut mitbekommt. Dagegen habe ich nichts; doch auf eins launst du dich verlassen, Auguste, je größer der Reichtum, um so mehr werde ich hier die hohe Würde walten lassen. Das bin ich meinem verstorbenen gnädigen Herrn schuldig, und was an mir liegt: es soll kein demokratischer Zug in die Hausordnung von Gotternegg kommen. Nämlich, solange ich auf meinem Posten verbleibe. . . . Sei so gut, Mutter, und hole einmal meine Uniform heraus; ich habe immer Angst, die Galons an den Hofen könnten schwarz geworden sein. . . .“ und plötzlich fiel er im Uebermaße seines Hoffnungsjubels seiner behäbigen Gattin um den Hals und rief: „Ach, Alte, welche Seligkeit, wenn ich diese Uniform wieder anlegen darf! Ich kann mich ja fügen — wir haben manches Bittere durchgemacht und ertragen, aber das Schlimmste war doch immer, du lieber Gott, der Mangel an rechter Etikette; denn du und ich, wir gehören nun einmal zum Hofe. . . .“

„Ach ja,“ erwiderte Frau Beyfuß kofnischend, „wenn man von Jugend auf an das Parlett gewöhnt ist, dann fällt es einem schwer, sich in den niederen Sphären zurechtzufinden. . . .“

Inzwischen waren Volto und Annemarie über einen Wiesenspad hinab zum Dorfe gegangen. Den Pastor Fresenius fanden sie im Garten der Pfarrei, wo der alte Herr, einen riesigen, etwas ungesügigen Strohhut auf dem Kopfe, mit einem Spaten ein Blumenbeet umgrub. „Herr, du mein Gott,“ rief er, und wuschte sich die Hände an einem roten Leinwand ab, „ist es denn die Möglichkeit. . . . Volto — Euer Durchlaucht — gnädiger Herr. . . .“ Er hatte die drei Büchsenfinger getauft und eingeseget, er führte auch den

Titel eines Schloßparrers zu Gotternegg und durfte sich sogar — aus alten Zeiten her — Propst nennen, wenn er wollte, eigentlich „Burgpropst zum Hohen“; aber das tat er nicht. Die Hohenburg lag in Trümmern, und in der Schloßkapelle war seit langen Jahren nicht mehr gepredigt worden; die Administration hatte die Zulage zu seinem Gehalt gestrichen, sie strich, wo sie konnte. Da lebte der kinderlose und verwitwete Alte denn in unendlicher Bescheidenheit in seinem kleinen Hause, behaute seinen Garten eigenhändig und war auf seine Weise ein glücklicher Philosoph. Er hatte nur einen einzigen Feind auf der Welt; und das war das Konsistorium. Mit dem lag er ewig in Hader; grobe Briefe kamen und gingen zurück. Nie stimmten die Abrechnungen der Pfarr- und Kirchenkasse, denn in seiner weichen Gütmütigkeit verborgte der Pastor häufig Gelder an arme Leute, die das Zurückgeben vergaßen, und belieh Hypotheken, die zweifelhaft waren. Er tat das im Namen Gottes und mit des Himmels Segen, aber das Konsistorium verlangte reale Unterlagen und klingende Zinsen, und so riß denn der Kampf nicht ab. Schließlich blieb Fresenius nur noch im Amte, weil Fürst Herzsucht zuweilen ein gutes Wort für ihn einlegte und weil man das hohe Alter des Pastors berücksichtigte.

Man ging im Garten auf und ab; Volto hatte erklärt, er hätte Fresenius nur die Hand drücken wollen, er könne sich nicht lange aufhalten, er wolle auch noch Fürbringer und den Burgmüller besuchen. In Wahrheit fürchtete er etwas die Geschwähigkeit des alten Herrn, der sich gern in Erinnerungen erging und die Sachwendung bevorzugte; „Gott, wenn ich noch daran denke, wie damals. . . .“ und dann kam eine höchst gleichgültige Geschichte aus den vierziger oder fünfziger Jahren mit langatmigen Einzelheiten. Einen großen Wunsch hatte Fresenius: er hoffte noch Annemarie konfirmieren und den Durchlauchtigsten Fürsten trauen zu dürfen; dann wälte er gerne sterben. In Bezug auf die Einsegnung Annemaries gab Volto ohne weiteres seine Einwilligung; er hoffte auch, seine Braut werde mit der Trauung in der Gotternegger Schloßkirche einverstanden sein, und fügte hinzu: „Vielleicht kann man beide Feiern verbinden. . . .“ Da jubelte der alte Pastor förmlich und seine verbläuten Augen wurden lichter, während er die Hände über der Brust faltete und anhub: „Gott, Durchlaucht, wenn ich noch daran denke, wie damals. . . .“

Aber Volto hatte durchaus keine Zeit mehr, die Geschichte anzuhören. Er wollte weiter. Fresenius begleitete die Geschwister noch bis auf die Dorfstraße und schaute ihnen lange nach. Er sah wehmütig aus und sein Bild war unshatter; dann seufzte er, ging in seinen Garten zurück und murmelte: „Das selbe feste und frische Gesicht, wie der Selige in seinen jungen Jahren. Gott, wenn ich noch daran denke, wie damals. . . .“ Und er griff wieder nach seinem Spaten, aber seine Lippen bewegten sich immer noch, als erzählte er sich heimlich Geschichten und Erinnerungen. —

Das Haus des Kantors lag etwas zurückgebaut von der Straße. Eine alte Klazie stand vor der Tür und rug in den höchsten Zweigen einen Stariassen. Zur Schulstube führte der Weg über den Hof. Es war da ein schmaler Pfad, förmlich blank getreten von den Hunderten von kleinen Füßen, die ihn allfährlich benützten. Ein bissiger Gänserich schnatterte Volto in giftigem Eifer an; ein gurrendes Taubenpaar saß auf dem Dache des Schlags. Der Komposthaufen hatte bereits seine Bestimmung erfüllt. Auf der Stelle seines Entschens und Werdens befand sich jetzt eine fortifikatorische Anlage: eine Aufstürmung von gelbem Sand mit Besichtigungslinien im Maßstab; vor dem Eingang zur Schulstube stand ein roh gezimmertes Schilderhaus, nur für zehnjährige Wachtposten berechnet. Es war unbefestigt; eine dicke gelbe Henne lief gadernd davon; sie hatte im Schilderhaus, wo sie sich unbesobachtet wußte, ein Ei hinterlassen. Den militärischen Zuschnitt in diesem Lehrgebäude befandete noch mancherlei. Im Hausflur an der Wand hing eine große Garnisonskarte des preussischen Kriegsheeres von 1834; Fürbringer hatte sie einmal vom Oberförster Jannasch zum Geschenk erhalten, der sie wiederum bei sich auf dem Boden gefunden hatte; die untere Ecke rechts war von den Mäusen abgeknabbert worden. Die Tür geradeaus trug ein Pappschild mit der Aufschrift „Zur Waffenkammer“; auf eine Kellertür hatte des Kantors Hand mit Kreide geschrieben „Kasematten“. Es herrschte hier ein soldatischer Geist.

(Fortsetzung folgt.)

Im Schützengraben.

(Nachdruck verboten.)

Seit bald zwei Jahren lese ich die Schilderungen in, aus und um den Schützengraben, und nun, wo ich endlich als aktiver Schützengrabenmensch mich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen kann, sehe ich, daß alles anders ist. Es gibt vermutlich so viel Schützengräben, wie Bewohner solcher und Länge in laufenden Metern vorhanden.

Nehme ich nur die paar hundert Schritt, auf die sich unser Abschnitt erstreckt, so kommen schon die verschiedensten Bilder heraus. Bei dem einen Teil herrscht die deutsche Ordnungsliebe, die die Bauleiter auszeichnet, daneben paart sich diese beim Soldaten selbstverständliche Genauigkeit im Ansführen des Befehls mit einer gewissen großzügigen Genialität, sei es auch im Rhythmus der aufeinander geschichteten Mauerstücke.

Der nächste Teil des Grabens zeigt eine erstaunliche Mannigfaltigkeit, erkranklich aber nur dem, der nicht weiß, daß den Führer dieses Abschnittes der unerbittliche Tod heimholte, ehe er seinen Plan vollführen konnte. Nun baut der neue Herr nach neuen Gedanken. Manchmal ist es auch vorgekommen, daß die feindliche Artillerie den Lehrmeister spielte und ein Grabenstück einriß, das für unüberwindlich galt.

Auch die Natur hilft nach. Das Wasser, das aus den Schneemaschinen herausbringt, erfällt die Unterstände, sprengt frierend die Wände auseinander und macht aus dem Graben eine Festung. Die Sohle muß höher gelegt werden und damit Vor- und Rückendeckung ebenfalls steigen. Kunstvolle Entwässerungsanlagen werden gebaut, um der Herbstjahresüberschwemmung vorzubeugen.

Mitten zwischen den sich abwechselnden Schützengräben und Schulterwehren hocken wie bössartige kleine Raubtiere unter ihren bombensicheren Verschaltungen die Maschinengewehre.

Hundertmal sind die Höhlenwohnungen geschleudert worden, aber dennoch ist gerade die, wo ich jetzt schreibe, durch kein Mißgeschick belegbar. Sie sieht nicht viel anders aus wie eine Dachkammer in einem Bauernhause. Nur daß es hier nicht regnet, sondern reinquillt. Wogens schöpferische Hände zahllose Eimer voll Wasser heraus, um das wir des Nachts bereichert sind. Ein Pflaster trägt die Decke, die sich höhnisch den feindlichen Granaten entgegenbläht. Da unser Raum annähernd zwei Meter hoch ist, so trieben wir mit 16 Kubikmetern Luftraum für zwei Mann eine grenzenlose Verschwendung, wäre die Luft hier so selten wie Wasser in Berlin.

Die Hälfte des Zimmers dient zum Schlafen. Die Lagerstatt ist liehengelebene Erde, darauf Bretter und darüber Stroh, das Federbett des Feldsoldaten, um seiner Seltenheit willen aus Flaschenbällen ergänzt, aber auch stets bereit, laubweise in den kunstvoll gemauerten Öfen zu verdampfen, um dem nassen Holz die erste Feindkugel auszutreiben. Dieser Ofen ist schön. Treppenförmig ist sein Oberteil abgeschlossen und bestimmt, eine Klaviatur aus geleerten Weinflaschen aufzunehmen, falls die Einwohner nach Musik bürhen. Die macht er im übrigen allein, sobald sich ein fleißiger Dragoner herbeiläßt, ihn zu heizen. Dann kann er sich nicht genug tun an Fauchen und Zischen und Knattern, daß es klingt wie fernes Maschinengewehrfeuer. Aber sobald der dienende Geist mit den blasenden Waden verschwindet, sinkt die Luft in sich zusammen und die mühsam erwärmte Luft begibt sich in den Weltraum.

Die Wände sind mit einer äußerst geschmacklosen Tapete überzogen, deren Vorhandensein zu berechtigter Begeisterung Anlaß gibt. Mit Reißzwecken sind allerhand Reproduktionen darauf befestigt, meist an Stellen, wo man sie nicht erwartet, wahrscheinlich war dann dort vorher ein Loch im Wandpapier.

Das Gemüth besteht aus einem Tisch, einer Bank, einem Schmel und ein paar Stühle, die sich bei näherem Zusehen als gefüllt mit Reservemunition erweisen. Aber man sitzt auf diesem Ruffort ruhiger, als man auf dem richtigen tanzen dürfte. Auf einem Wandbrett und vor dem Fenster steht allerhand Eh- und Trinkbares, vermischt in lieblicher Gemende mit Sprengstoffen wie Tabakspäckchen.

Der Ofen hat eine Eisenplatte. Dort brodelt im Kochgeschirr das lehmgraue Wasser, aus dem so sehr leicht mit wenig Wöhnen ein tiefschwarzer, baumstark erscheinender Kaffee gebraut wird.

Nur sinkenden Sonne kommt die Feldfläche in erreichbare Nähe. Dann gibt es warmes Essen und Post und allerhand Genießbares.

So ist des Menschen äußere Umgebung im Schützengraben meines Begriffsleeres.

Sich selbst umhüllt man mit allerhand Tüchern und Pelzwerk, bemüht sich aber, möglichst unauffällig zu bleiben. Denn drüben am Waldrand steht der sagenhafte russische Kriegsveteranische Lanzknecht mit seiner Fernrohrbüchse, an die man glauben lernt, wenn so ein Singvögelchen trüblich und ganz dicht an uns vorbeizugschneit. Sie haben ganz verschiedene Laute. Einmal klingt es wie das Reizen eines Telephonrades, ein andermal, als würde ein Junge einen Stein auf eine Eisfläche, und die dritte Sorte zischt wie eine Schlange.

Anderes wird es mit der Tonfolge, wenn die größeren Kaliber einschlagen. Dann jauchzt es und jauchzt daher; man sucht mit den Ohren den Schallereger, aber er ist ja schneller als der Ton, und

baram ist es ein Unikum, sich zu bücken, wenn die Granaten über uns fortlaufen. Sie sind schon längst wo anders, hört man sie. Denn träge sie uns, hörten wir sie nicht vorher. Aber sie kalten sich noch immer an das alte Lied. Selbst der oben erwähnte Lanzknecht schneit meist vorbei, gestern sogar zweimal recht dicht an mir, weil ich das Rot meiner Wäse nicht bedeckt hatte wie mir nachher klar wurde.

Dies „Nachher“ gehört auch zu den subjektiven Schützengrabenempfindungen. Ich habe gegenüber den Schießversuchen ein ganz objektives Gefühl der interessierten Neugierde, ein technisch physikalisches Empfinden, vergleiche Licht- und Schallgeschwindigkeit, berechne Entfernungen, versuche zu wissen, ob ein Geschütz schwerer oder leichter ist, und will den dumpfen Klang des Russenschusses von unserem deutschendähnlich heller unterscheiden.

Geradezu imponierend ist es, wenn unsere Artillerie ihre schweren Geschosse losschießt. Das klingt tatsächlich wie ein D-Zug, der nicht einmal übermäßig schnell durch die Luft rumpelt und dann Rasche und Feuer freudig irgendwo zerplatzt. Nachher pflegt es von daher abends einen schönen Feuerschein zu geben.

Ein Ding, das ich zu den Zeitungsseiten verweisen möchte, ist die Langeweile im Schützengraben. In solcher Mühe man Zeit haben. Aber die Ungewissheit über das, was der Feind vorhat, läßt uns nie zur Ruhe kommen. Die Wachtätigkeit Tag und Nacht nimmt soviel Schlaf, der in den freien Stunden nachgeholt werden muß, die Arbeit am Graben selbst hört nie auf, weil wir ja versuchen, uns unser Heim so wohlthätig und sicher als möglich zu gestalten. Zum Besen und Schreiben in dem oft vorangehenden Umfange kommt es auch nicht. Selbst wenn uns die feindliche Artillerie aus den Gräben in die Unterhände schießt und wir unfehlige Ruhe genießen, dann stört das enge Zusammensein mit so vielen Menschen.

Unzutreffend wäre es, wollte man von dem Ernst einer Lage, der Gefahr eines Aufstandes auf eine Vertiefung der Entbindung schließen. Zunächst, sobald wir uns im Unterstande bei beginnender Bedrohung zusammenfinden, wird die Sicherheit des Raumes erwogen und daß, wenn man doch etwa eine Schwere durchschleife, es immerhin noch lange nicht gesagt wäre, daß dann alle tot seien. Eine gewisse Erregung, die wegzustreifen beabsichtigt wäre, weil sie eben rein körperlich ist und nicht im entferntesten mit Angst etwas zu tun hat — an die man sich in diesem Krieg zu gewöhnen Zeit und Gelegenheit gehabt hat — macht sich bei jedem besonders bemerklich. Der eine beginnt zu schreiben, aber es wird ein Durcheinander, weil die Gedanken der andern sich unterhaltend hineinkreuzen. Dann ein gewisses Vielesprechen ist sowohl Zeichen der Erregung selbst wie ein Versuch sie abzuleugnen. Der dritte greift zum Buch, aber er wird nicht viel davon haben. Am vernünftigsten sind jene, die das Strohlager aufsuchen und wirklich schlafen. — Im Unterstand fällt jetzt das Technische fort, das mein Interesse draußen ablenkt; beobachte ich mich so unbefangenen wie möglich, so stelle ich fest, daß ich nicht stärker fühle als bei einem Gewitter, wo auch jeden Augenblick der Blitz einschlagen kann. In beiden Fällen sind die Wahrscheinlichkeiten vielleicht gleich groß, nur daß hier die Boshheit und Absichtlichkeit des Verfahrens kränkt.

Ober es ist wie im Schnellzuge, selber im Lande Frankreich, wo man gar nicht sicher war, heil anzukommen. Da sah man gottesgeben drin und freute sich dann doppelt, wenn die Reise fertig war. Zumal sie häufig in einem schönen Fleckchen Erde endete.

Auch bei schwerem Sturm auf See ist es ähnlich. Man kann nicht aussteigen und muß stillhalten.

Dies absolute Muß, sei es nun physisch oder moralisch, ist etwas Hervorragendes, und das Wort von den gottgewollten Mühseligkeiten gewinnt in diesem Kriege neuen Wert.

Denn endlich hält jeder Jung, jedes Schiff und jedes Artilleriefeuer hört auf. Für manchen zwar, um Charons Rachen zu besorgen, aber für die Mehrzahl glücklicherweise, um aus dem Unterstand ins Freie zu treten und sich an der schönen Sonne zu freuen, die wir jetzt die letzte Zeit in Russland hatten. Möge sie uns allen bis zum frohlichen Sieg und Frieden leuchten!

Vermischtes.

• Der Name Hindenburg. Von verschiedenen Seiten hat man den Namen unseres großen Volkshelden Hindenburg in verschiedener Weise gedeutet. Daß aber auch schon Jakob Grimm sich zu der Streitfrage geäußert hat, dürfte doch überraschen. Professor Franz Ruhnke macht im letzten Heft der „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum“ darauf aufmerksam, daß unser bedeutendster Sprachforscher in seiner Vorrede zu Diebrechts Uebersetzung des Bontamareone folgendes sagt: „In Ranser und Helm geschlossenen schlüßte sie (Brunnhild) auf einem flammumgebeneben, unabharen Saal des Hindar hall (Berges der Hindin, wie es noch in Westfalen eine Hindenburg, Hindinburg gibt.“ Als Pirschburg, eigentlich Pirschuburg, ist also der Name Hindenburg zu erklären. Er hängt weder mit dem alideutschen „Hind“, dem alten Wort für Hundert, zusammen, noch ist er etwa mit einer Vurg des Sumno oder Dindo in Beziehung zu bringen; auch die Gleichung Hindenburg-Hinterburg ist falsch. Ebenso hat der Hauptname der Familie

„Benacendorf“ nichts zu tun mit dem alten Wort „Ben“, Hafen, Walgenhafen, an dem der Sünder, der „Vengel“, gehängt wurde, und „Ede“-Eiche, so daß der Name also die Weigeneiche bedeutete, unter der die Edlen ihres Amtes waliteten. Er ist nichts anderes als die niederdeutsche Kurz- oder Koseform für Venno; dies Wort wiederum für Bernhard und Bernward.

Wie sieht eine Milliarde aus? Seit dem Ausbruche des Krieges haben alle daran beteiligten Völker sich mehr und mehr daran gewöhnt, mit Milliarden zu rechnen. Dabei bedeutet eine Milliarde eine Größe, die man sich im Grunde gar nicht mehr vorstellen kann, und vollends ein Betrag wie der, der bei unserer vierten Kriegsanleihe zusammengelassen ist, reicht ganz in das Gebiet des Unvorstellbaren. Nur vergleichsweise kann man sich deutlich machen, wie eigentlich eine Milliarde aussieht. Eine schweizerische Zeitung hat dies unlängst auf recht hübsche Weise versucht. Nehmen wir an, daß eine Familie bei Christi Geburt eine Milliarde besessen und sie in einer ungeheuren Truhe aufbewahrt hat, aus der sie, ohne Zinsen zu erhalten, in jeder Minute einen Franken (80 Pfennig) entnommen hätte. Da auf diese Weise in der Stunde 60 Franken und täglich 1440 Franken vom Kapital abgehen, so müßte sich der Jahresverlust auf 518 400 Franken belaufen. Da nun von Beginn der christlichen Zeitrechnung bis zum 31. Dezember 1915 1 524 000 Minuten vergangen waren, so würde diese Familie erst kürzlich bankrott geworden sein. In reinem Golde würde eine Milliarde 320 500 Kilo wiegen; um sie hochzubringen, müßten 6000 Menschen zusammenzutreten. Würde man die Summe in Zwanzigfrankenstücken aneinanderlegen, so würde eine Milliarde eine Strecke von 1650 Kilometern bedecken; übereinandergelegt würden die Goldstücke eine Säule von 33 000 Metern Höhe bilden und mithin etwa achtmal höher aufragen als die Jungfrau. Um sich das Ergebnis der vierten Kriegsanleihe zu vergegenwärtigen, muß man sämtliche genannten Maße mit 10,6 vervielfältigen; die zusammengefloßene Summe würde also rund die 80fache Höhe der Jungfrau darstellen!

Ein Sprung aus 3500 Metern Höhe! Die gewaltigen Kämpfe um Verdun werden voraussichtlich auch in der Geschichte der — Fallschirmtechnik fortleben. Wie nämlich aus Paris berichtet wird, ist es einem französischen Beobachtungsoffizier geglückt, sich mittels eines Fallschirmes aus einer Höhe von 3500 Metern in die französischen Linien herabzulassen und dort unverfehrt den Boden zu erreichen. Ueber den Vorgang wird der französischen Presse folgendes berichtet: Es war bei Malancourt, ein Artillerieduell von unerhörter Gewalt zerriß die Luft, als ein französischer Fesselballon mit einem Offizier aufstieg, der von oben das Schießen der französischen Batterien leiten und gleichzeitig Aufnahmen der deutschen Linien machen sollte. Alle Blide folgten der immer höher steigenden Bronzewurst, die eine ganze Zeitlang in ruhiger Stetigkeit am Himmel schwamm, bis sie plötzlich eine Erschütterung durchlief, der ein bedenkliches Schwanken und Zittergehen folgte. Das Tau, das den Ballon am Boden festhielt, war von einem Geschloß durchschnitten worden. Dabei wehte ein heftiger Wind und dieser Wind trieb den Ballon den feindlichen Linien immer näher, wo ihn heftiges Feuer empfing. Der darauf befindliche Offizier schien verloren, als sich plötzlich ein dunkles Etwas von dem Ballon ablöste, der sich in einer Höhe von etwa 3500 Mtr. befand und langsam tiefer sinkend zu den französischen Linien zurücktrieb. Wirklich war es dem Beobachter gelungen, einen Fallschirm zu entfalten und mit dessen Hilfe sich zu retten. Während der Ballon verschwand, näherte sich der Offizier immer mehr den französischen Stellungen und zwanzig Minuten später konnte er landen.

Ein Appell gegen den Kleiderverbrauch in England. Der im Verein mit dem Wachsen der Kriegsausgaben fortwährend steigende Geldmangel in England veranlaßte das „Komitee der Nationalorganisation zur Sparsamkeit im Kriege“ in London zur Herausgabe einer Liste neuer Sparsamkeitsgebote. Unter den Dingen, die auf diesen Listen, deren Abzüge in allen Straßen an den Häusernmauern angeschlagen sind, als überflüssig und darum unpatriotisch bezeichnet werden, stehen an erster Stelle die Privatautomobile und Privatmotorräder. Das zweite Gebot warnt davor, in der Hauswirtschaft mehr dienstbare Geister als unbedingt nötig zu beschäftigen, damit noch mehr weibliche Arbeitskräfte zur Tätigkeit in den unausgesehten Personal-mangel leidenden Munitionsfabriken frei werden können. Besonders eifrig aber wird in der Londoner Gesellschaft das dritte Gebot besprochen, das neue Kleider und Anzüge auf den Index der unerwünschten, weil gegenwärtig höchst unpatriotischen Anschaffungen setzt. „Kaufet niemals,“ heißt es, „neue Anzüge oder Kleider, wenn dies nicht unbedingt nötig ist. Denkt endlich daran, daß es in Kriegzeiten durchaus keine Schande ist, die alten abgetragenen Kleider zu tragen, so lange sie noch halten. Auf diese Weise werdet Ihr Geld ersparen, das für die weitaus dringlicheren Kriegszwecke nötig ist, und wenn Ihr mit gutem Beispiel vorangeht, werden Euch bald alle folgen. Denket daran, daß das Land die Hilfe, die Ihr ihm auf diese Weise zuteil werden laßt, auch zu belohnen wissen wird.“

Der neue Stahlhelm des englischen Infanteristen. Je weniger die Franzosen in ihrem verzweifeltsten Kampf an der Westfront von der Gegenwart der englischen Armee

verspüren, in je größerer Zurückhaltung die Tomnies verharren, desto mehr sucht die englische Kriegsführung mit Hilfe der Londoner Presse von ihrer hervorragenden Tätigkeit von sich reden zu machen. Während die Franzosen bei Verdun eine Division nach der anderen in das mörderische Feuer schicken, während französische Zeitungsleiter wie Clemenceau immer dringlicher nach dem britischen Verbündeten rufen, begnügt sich John Bull in seiner angeborenen Bescheidenheit damit, die Ausrüstung seiner Soldaten durch kleine Neueinführungen zu verbessern und sein eigenes Loblied zu singen. Die neueste Tat des englischen Kriegsamtes besteht in der Einführung eines Stahlhelms für die Infanteristen. Die französischen Truppen bluten auf heimlichem Boden, und die englischen Krieger sehen sich lähn den neuen Stahlhelm auf. Und selbst hierin sind die Briten bloß Nachahmer ihrer Genossen auf dem Kontinent, denn der französische Stahlhelm ist längst im Gebrauch, während der englische erst jetzt ins Feld verandt werden soll. Aber — sagt der „Daily Telegraph“ — der englische Helm ist in jeder Beziehung unvergleichlich besser und sinnreicher als der französische. Ja, er ist mit Hilfe des Munitionsministeriums, des Kriegsamtes und einer Schar von Ingenieuren, Zeichnern und anderen Sachverständigen so großartig geworden, daß er in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat. Die militärischen Kritiker — die englischen natürlich — beschreiben diesen Helm als das wissenschaftlichste Kopfschutzmodell, das jemals ausgearbeitet wurde. Der Helm, der die Form einer runden Kappe hat, ist aus besonders gehärtetem Stahl, mit einem schmalen Schildrand über Stirn und Hinterkopf. Die Kopfform ist viel niedriger als die französische. Die Form ist außen überall rund und glatt poliert, damit keine ebene Fläche oder breite Kante den Projektilen ein ebenes und darum leicht durchdringliches Ziel biete. Besondere Wert wurde auf den geringen Umfang der Kopfform gelegt. Einer der Hauptfehler des französischen Helms soll darin bestehen, daß inolge seiner hohen Form die Luft zwischen Kopf und Helmschale bei kühlem Wetter ein unbehaagliches Gefühl von Kälte erzeugt, und daß zugleich das Gewicht des Helms sehr fühlbar wird. Der englische Helm ist mit einem dichten Filzbelag gefüttert, über den eine Schicht Watte gepreßt ist. Zwischen Filz und Watte befinden sich Pflöpfen aus Gummi, die eine Erschütterung abschwächen sollen. Die Watte schicht ist mit einem desinfizierenden Mittel getränkt und soll, falls ein Schuß durch den Helm dringen könnte, blutstillend und zugleich antiseptisch wirken. Bisher sollen 100 000 dieser neuen Helme fertiggestellt worden sein.

Welcher Gustav? In Stockholm geht zurzeit ein hübsches Geschichtchen um. Lebte da ein eifriger, zeilenhungriger Zeitungsberichterstatler, dem zu Ohren gekommen war, daß ein königlicher Lakai demnächst seinen sommersolletten Geburtstag feiere und der alsbald den Gedanken faßte, diesen denkwürdigen Tag durch eine Zeitungsnotiz gebührend bekannt zu machen. Er ging also zum Herrnprecher und rief beim königlichen Schloß an, um eine „Aufklärung für die Presse“ zu erbitten. Es entspann sich folgende Unterhaltung: Hallo! Ist dort das Kgl. Schloß? — Ja. — Ist Herr Kammerherr dort? — Nein, aber worum handelt es sich? — Ja, es handelt sich um Hollarai Blomsterqvist, der in diesen Tagen. . . aber mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen? Ist es vielleicht Herr Blomsterqvist selbst? — Nein. — Entschuldigen Sie, es ist wohl nicht der Herr Postmarschall? — Nein. — Na, wer ist es denn? — Es ist Gustav. — Welcher Gustav? — Gustav der Fünfte. — Euer Majestät. . . Euer Majestät. . . ich bitte untertänigst um Entschuldigung. . . — Ja, ja, aber was wollten Sie denn nun? — Es war. . . es war Ew. Majestät. . . Euer Majestät Herr Blomsterqvist. . . der vollendet. . . hm. . . Wollen Sie bitte warten, ich hole Blomsterqvist.“

Silbenrätsel.

hir, by, tur, cu, cas, del, e, en, gel, ham, her, hül, i, l, ka, la, len, ming, na, ne, nie, nier, no, noe, ra, ro, ror, spie, schach, se, sos, to, tris, um, zer.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen elf Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines nordischen Dichters und den Titel eines seiner Werke bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Eine durch Elementargewalt vernichtete Stadt.
2. Held eines bekannten Volksbuches.
3. Musikalische Bezeichnung.
4. Stadt am Bodensee.
5. Altgriechischen Sänger.
6. Eine Truppengattung.
7. Neuberung des Svottes.
8. Englische Stadt.
9. Altägyptischen König.
10. Eine Muse.
11. Hauptbestandteil der nordischen Wälder.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Fischotter (Fisch, Otter).